

Erlösender Auferstehungston

Auferstehung und Ostern in den Gedichten von Johannes Kühn

Biblisch-religiöse Motive und Figuren spielen eine wichtige Rolle im Werk des saarländischen Schriftstellers Johannes Kühn, der am 3. Februar 2004 seinen 70. Geburtstag feierte. Schon seine Gedichttitel enthalten Hinweise darauf, wie zum Beispiel „Johannes der Täufer“, „Lea“ oder „Jakob diente um Rahel“, „Weihnachten“, „Ostern“, „Himmelfahrt“, „Allerheiligen“ und „Allerseelen“. Eine zentrale Bedeutung in Kühns Rezeption christlicher Themen nehmen die Motive „Auferstehung“ und „Ostern“ ein. Dies veranschaulicht beispielhaft der Gedichtband „Blas aus die Sterne“, der sich ausschließlich mit dem Tod und seiner christlichen Bewältigung befaßt¹.

Der katholisch erzogene Schriftsteller Johannes Kühn, der das humanistische Gymnasium der Steyler Missionare in St. Wendel besuchte, hat lange Jahre beinahe ohne öffentliche Resonanz gedichtet. Erst seit Mitte der 80er Jahre erfährt sein Werk größere Aufmerksamkeit, seit kurzem sogar in Spanien und Mexiko, und wurde mit zahlreichen Preisen (zuletzt Friedrich-Hölderlin-Literaturpreis 2004) ausgezeichnet. In seinem mehr als 8000 Gedichte umfassenden Werk finden sich nicht nur Gedichte über biblisch-christliche Motive und Figuren, sondern auch über Natur, Jahres- bzw. Tageszeiten, über Ereignisse im Dorf und über die Arbeitswelt. Trotz dieser Vielfalt an Themen drehen sich viele Gedichte immer wieder um Einsamkeit und Tod auf der einen Seite, um Auferstehung und Feier des Lebens bzw. der Schöpfung auf der anderen Seite.

Wie verarbeitet aber ein katholisch sozialisierter Schriftsteller die Motive „Auferstehung“ und „Ostern“ am Ende des 20. Jahrhunderts? Übernimmt er die erlernten Glaubensformeln? Geht er kritisch mit dem christlichen Glauben um? Oder aber findet er neue sprachliche Zugänge zu überlieferten Glaubensvorstellungen? Diese Fragen stehen im Zentrum der folgenden Ausführungen und werden anhand von fünf Gedichten reflektiert.

Auferstehung mitten im Leben

In dem Gedicht „Es heilt die Zeit“² wird der Tod in einsamen, kommunikationslosen und leblosen Situationen erfahren und Hoffnung auf Auferstehung aus dieser Situation ausgedrückt:

Es heilt die Zeit

Vergraben bin ich in Scham,
dem roten Grab.
Da rütteln an den Wänden
die Stürme, steh auf!
Die Schnabelhiebe
der Frühlingsfinken
auch habens versucht.

Den Auferstehungston, wo find ich ihn?

Zeit,
deine Zähne,
die beißen mich frei.
Es wird der Landmann säen,
es wird die Goldschrift des Sommers
die Saaten schön beschreiben,
es wird der Herbst
mit Blätterwänden fallen,
dann vielleicht,
dann vielleicht werd ich frei.

Das Ich ist vergraben, von der Welt abgeschlossen und ausschließlich auf sich selbst zurückgeworfen, ohne sich selbst helfen zu können. In dieser aussichtslosen Situation erscheint die Natur offenbar als Erlöser, denn aus den Stürmen hört das Ich das jesuanische „Steh auf!“ heraus. Diese Aufforderung wird bei der Heilung des Kranken am Teich Betesda (Joh 5,8) und bei der Totenerweckung der Tochter des Jairus (Mk 5,41) verwendet.

Die Suche nach einem anderen erlösenden „Auferstehungston“ wird denn auch im zentralen Vers des Gedichtes ausgedrückt. Aufgrund der herausgehobenen Position und Formulierung als Frage wird dieser Vers zum Zentrum des Gedichtes. In dem Begriff „Auferstehungston“ wird einerseits die christliche Hoffnung nach einem neuen Leben aufgenommen, andererseits klingt in dem Begriff „Auferstehungston“ die biblische Bildersprache mit: die Posaunen, die die Mauern Jerichos zum Einsturz bringen (Jos 6,1 ff.), und der Posaunenschall beim jüngsten Gericht (vgl. Mt 24,31 f.; 1 Kor 15,52).

Doch das Ich findet den Auferstehungston weder bei menschlichen noch bei göttlichen Mächten, vielmehr erwächst ihm die Zeit als rettende Macht. Schon der Gedichttitel läßt das Sprichwort „Zeit heilt alle Wunden“ anklingen, doch die Befreiung aus dem Grab ist langsam und langwierig, ebenso wie die Auferstehung mitten im Leben. Die anaphorisch wiederholten Phrasen „es wird“ und „dann vielleicht“ führen dies plastisch vor Augen.

Wenn das Gedicht mit „vergraben“ beginnt und mit „frei“ endet, so wird dem Erleiden des Todes mitten im Leben nichts von seiner Drastik und Dramatik genommen. Es gibt keine wundersame Heilung, das Ich steht eben nicht auf und geht,

wie in den neutestamentlichen Wundergeschichten. Es braucht Zeit bis zur Auferstehung, bis zum Freiwerden oder auch nur bis zur Hoffnung darauf.

In der christlichen Glaubensvorstellung wird eine Kategorie zur Deutung aktueller, diesseitiger Erfahrungen bzw. Hoffnungen gefunden. Auferstehung wird in Kühns Gedicht nicht im Glauben an eine göttliche Macht erhofft, sondern in der Hoffnung auf die immanente Schicksalsmacht Zeit, ohne Übernahme der biblisch-theologischen Dimension. Dabei bleibt in der Phrase „dann vielleicht“ die Ungeißheit und damit der Zweifel an der Auferstehung Jesu erhalten, obwohl die Auferstehung als Hoffnungshorizont im Blick des Ichs bleibt.

Ostern als Vorerfahrung der Auferstehung

In Kühns Ostergedichten wird die neu auflebende Natur des Frühlings zum Bild des Auferstehungsglaubens wie in der ursprünglichen Ostersymbolik, denn viele Bräuche des christlichen Osterfestes haben ihre Wurzeln in heidnischen Frühlingsfesten. Solche Natursymbolik prägt beispielsweise das folgende Gedicht³:

Ostern

Nur noch als Gruß
vom Angesicht des Herrn
wirkt Sonne.

Die Gärten brachen auf zum Fest.

Der blinde Lehm wird Glas.
Und wie in schwache Vögel
kam in starke Mauern Zittern,
weil das Grab des Herrn zerbrach.

Das Erwachen und Aufbrechen der Natur ist Grundmotiv des Gedichts und wird von den Prädikaten widergespiegelt: „brachen auf“, „wird“, „kam“ und „zerbrach“. Neben dem Vergleich von Frühlingserwachen und Auferstehung greift der Schriftsteller biblische Motive in diesem Gedicht auf. Sonne „als Gruß vom Angesicht des Herrn“ weist etwa auf die Sonne als Teil von Gottes Schöpfung, aber vor allem auf die endgültige Erlösung am Jüngsten Tag hin (vgl. Offb 23,5). Erhärtet wird dieser biblische Bezug im fünften Vers, der sich in der Verwandlung von Lehm zu Glas auf das messianische bzw. himmlische Jerusalem in der Offenbarung des Johannes bezieht (vgl. Offb 21,18.21). Insgesamt bildet das Gedicht gleichsam den sogenannten „eschatologischen Vorbehalt“ ab: Durch die Auferstehung Jesu ist die Welt erlöst worden („das Grab des Herrn zerbrach“), das Reich Gottes ist in den Augen der Christen schon jetzt erfahrbar („wirkt Sonne“) und gleichzeitig noch Gegenstand der Hoffnung („Lehm wird Glas“). So scheint bei Kühn die Sonne

schon jetzt als Gruß Gottes und doch steht die Verwandlung von blindem Lehm in klares Glas noch aus. Ostern als Fest der Auferstehung vermittelt in diesem Gedicht einen ersten Eindruck vom Reich Gottes, weil es die Zeit der erwachenden Natur und der Beginn neuen Lebens ist.

Die befreiende und erlösende Kraft der Hoffnung auf Auferstehung, die an Ostern gefeiert wird, wird in zwei anderen Ostergedichten⁴ Kühns faßbar:

Um Ostern

Österliches Gras.
Weiße Pferde wehen durch die Wiesen.
Kinder sind im Zuschaun Prinzen
eines Königreiches.
Angezündet alle Fenster
von dem neuen Licht.

Blindheit,
meinen Winter,
habe ich erlebt.
Frühlingsvogel,
Lockung,
als wenn immer Feiertag blühte.
Schlaf, in den hereinscheint
ein Blumenbeet rot.

Ich,
wenn ich ein Fels wär,
würde zerspringen,
ich, wenn ich ein Baum wär,
würde beginnen,
in Blüten zu sein.

Hoffnung
geht durch das Land,
ungefragt, wohin.

Die erste Strophe, die ein an Marc-Chagall-Bilder erinnerndes Szenario entwirft, ist geprägt von Wärme, Licht und Leichtigkeit, klanglich durch die hellen Vokale untermalt. Die weißen Pferde, deren Farbe Reinheit und möglicherweise auch Erlösung symbolisiert, werden durch das Prädikat „wehen“ als leichte, luftige und physisch fast uneingeschränkte Lebewesen vorgestellt. Diese Tiere scheinen von einer anderen, unbeschwerteren und märchenhaften Welt zu stammen. Ihre weiße Farbe legt dies ebenfalls nahe, da weiße Tiere oft als „Offenbarungsträger der Gottheit“⁵ (wie die weiße Taube als Heiliger Geist) auftreten und darum einer göttlichen Sphäre angehören. Helligkeit bzw. Licht als Zeichen der Erlösung ist auch in die Häuser eingekehrt, das neue Entzündetsein des Lichtes verweist auf den traditionellen christlichen Brauch, daß an Ostern zum Zeichen des neuen Lebens durch

Jesu Auferstehung neue Osterkerzen angezündet werden. In der Erfahrung solchen neu erwachten Lebens – österliches Gras, weiße Pferde, Licht – werden die Kinder Prinzen eines Königreichs, das angesichts des österlichen Kontextes Assoziationen an das Reich Gottes freisetzt. Möglicherweise machen die Kinder im Erleben dieses neu erwachten, leichten Lebens (Vor-) Erfahrungen der Erlösung bzw. des Reiches Gottes.

Hoffnung auf solche Erlösung vom Tod spricht schließlich aus der zentralen Strophe des Gedichts, aus der dritten Strophe. Zum Zentrum des Gedichts wird diese Strophe durch ihre Form: Sowohl die parallel gestalteten Sätze als auch die betonte Stellung des Ichs ist in keiner anderen Strophe auszumachen, die formal nicht so regelmäßig gedichtet sind. Kühn greift keine traditionellen Vorstellungen vom Jenseits auf; weder sieht sich das Ich als Lobsänger Gottes noch als Erlöster im Kreis seiner Familie. Stattdessen wird wiederum die Natur zum Zeichen der befreienden Jenseiterfahrung, ohne daß dieses Leben nach dem Tod konkretisiert wird.

Der Fels symbolisiert die Kraft der Befreiung vom Tod, der Baum das neue Leben. Die Härte und Unverrückbarkeit von Felsen, die wegen ihrer Unveränderlichkeit in vielen Religionen Gott symbolisieren, kann nur durch eine gewaltige Energie und Macht zerbrochen werden, wie sie zum Sieg über den Tod notwendig ist. Der blühende Baum symbolisiert in vielen Mythen und Kulturen grundsätzlich (neues) Leben⁶. So gibt es beispielsweise im Alten Testament den Baum des Lebens, der im Garten Eden steht und die Unsterblichkeit des Menschen verbürgt (vgl. Gen 3,2f.). Im Neuen Testament wird der Baum schließlich zum eschatologischen Symbol des Reiches Gottes in deutlicher Anspielung auf den Lebensbaum des Paradieses (vgl. Offb 2,7; 22,2.14). Gerade in biblischen Texten entfaltet der Baum eine reichhaltige Lebenssymbolik. In Kühns Gedicht wird der Baum ebenfalls zur eschatologischen Hoffnungs-Metapher; das Ich hofft auf ein Jenseits, in dem es – wie der blühende Baum – Leben in Fülle und Reichtum besitzen wird. Das Ich glaubt also „losgelöst vom traditionellen christlich-katholischen Erlösungsverständnis ... in trotziger Gewißheit an ein Jenseits“⁷.

Dagegen nimmt das Gedicht „Ostern“⁸ offensichtlich überlieferte Glaubensvorstellungen auf, verbindet diese aber mit einer eigenen Naturmetaphorik:

Ostern

Fahren Feiertage
mit den roten Händen
gütigen Fiebers glühend
über die Stirn mir, aber
Ostern kommt mit dem Mann,
der aus dem Tod ging,
der durch Mauern schritt,
die Wunden Siezeichen ihm
an Händen, rot an Füßen,

es flammte der Lanzenstich
ihm unter Schultern.

Dann bin ich im Lande der Tröstung,
geh einen Friedensweg, wenn
Allelujalerchen unter Flockengewölk
zünden Gesang, der hinrollt
von Berg zu Berg.

Dann habe ich der Feste strahlendstes Fest
und Auferstehung des Grases,
der Blüten
began dann mit.

In einer Harfe sitz ich als glückvoller Ton,
so ist mir! Ich springe als Welle
die Bachkiesel ab, verjüngend mich,
verklärend.

Lieband
streichel ich den Stein, der zerbrach,
liebend denk ich des Tods, der zerbricht.

In der ersten Strophe wird der theologische Gehalt von Ostern festgehalten, bevor die Wirkung des Oster- bzw. Auferstehungsglaubens auf das Ich bildlich vor Augen geführt wird. Ostern ist für das Ich das Fest der Feste. Im Zentrum dieses Festes steht für das Ich dessen theologische Grundaussage, nicht Geschenke oder Familienfeste oder Ferienfahrten. Die Auferstehung Jesu wird teilweise mit nahezu bekennnishaften Formeln wiedergegeben, etwa in der Verklärung der Wunden als Siegzzeichen. Ostern ist das Fest der Macht und Herrschaft Jesu, darin aber zugleich Vorzeichen für das endgültige Kommen Jesu. So kann der Vers „aber / Ostern kommt mit dem Mann“ einerseits das jährlich wiederholte Osterfest meinen, andererseits aber das endgültige „Fest“ der Wiederkunft Jesu. Entsprechend lassen sich die folgenden Strophen als Vorerfahrung und zugleich als symbolische Darstellung dieser Wiederkunft Jesu lesen.

Die zweite und dritte Strophe sind durch die jeweils einleitende Konjunktion „dann“ eng miteinander verbunden, aber vor allem als Folge der ersten Strophe markiert. In beiden Strophen scheinen religiöse Vorstellungen palimpsestartig durch die reale Beschreibung eines Osterspaziergangs durch. So fühlt sich das Ich am Osterfest selbst bereits „im Lande der Tröstung“ und erfährt jetzt schon das Friedensreich Gottes, zum Beispiel durch den Lobgesang. Ostern wird hier und heute gefeiert, wie es auch der Theologie des Festes entspricht⁹. Andererseits klingt aber in den „Allelujalerchen“ (= Lobgesang) der diesseitigen Feier schon das jenseitige Reich Gottes mit; das Bild des über alle Täler und Berge hinwegschallenden Halleluja evoziert geradezu die Vorstellung des jenseitigen Lobgesangs der Engel bzw. Erlösten. Dagegen greift die dritte Strophe das Osterfest als Frühlingsfest auf:

Die erblühende Natur wird zum Zeichen der Hoffnung auf Auferstehung, das miterlebte Wiedererwachen der Natur wird zur Vorerfahrung der endgültigen menschlichen Auferstehung.

Die in der zweiten Strophe durchscheinende Vorstellung des Lobgesangs der Engel bzw. der Himmelsbewohner wird in der vierten Strophe aufgegriffen, die eher ins Phantastische geht. Hier sitzt das Ich „als glücklicher Ton“ in einer „Harfe“, das heißt in dem Instrument, mit dem die Engel als Bewohner des Himmels auf vielen religiösen Bildern dargestellt sind. Grundsätzlich veranschaulicht diese vierte Strophe das Befreiende der Auferstehungsbotschaft, indem das Ich sich als Harfenton oder als Welle in einem nahezu immateriellen, immer aber beschwingten und ungreifbaren Zustand fühlt. Das irdische Sein hat seine schwerwiegende physische Bürde verloren, das Ich hebt geradezu ab. Deshalb kann es auch in der letzten Strophe zu einer versöhnten Beziehung mit dem Tod finden. Diese überträgt die Auferstehung Jesu auf den bevorstehenden eigenen Tod, wie das anaphorisch wiederholte Partizip „liebend“ und das Tempus der Prädikate verdeutlichen: Der Stein vor Jesu Grab „zerbrach“ bereits, der Tod ist dadurch grundsätzlich besiegt, aber der bevorstehende eigene Tod „zerbricht“ erst noch. Die beruhigende Kraft der Hoffnung auf ein ewiges Leben und die darin inbegriffene versöhnliche Annahme des Todes wird durch den ruhigen, abgeklärten Duktus des hauptsächlich trochäischen Metrums bekundet.

Auferstehung als fragwürdige Hoffnung

Trotz zahlreicher Gedichte, die die Auferstehungshoffnung mit Hilfe von Naturbildern veranschaulichen, gibt es im Werk von Kühn auch Texte, die das Auferstehungsgeschehen problematisieren und nahezu parodistisch reflektieren¹⁰:

Wintergespräch

Herren, befreundete, im Wintergespräch:

Wo die Trompeten wären
zur Auferstehung der Toten,
und wer sie gemacht hat?
Sie bliesen sie in dieser Stunde schon,
sie ließen sie laut erdröhnen.

Sie rauchen
und füllen den Aschenbecher mit Asche.

Der Wintermond steigt das Fenster hoch,
läßt einen Schein ins Glas,
als gäbs keine Kälte.
Sie wärmen sich auch
an der Macht der Trompeten:

Da springt jeder Riegel auf,
da bricht jede Mauer,
da öffnen sich Gräber.

Verklärte gehen einher.

Immer im Winter
führen sie solche Gespräche,
die nicht enden.

Ein Witzbold spitzt seinen Mund
und bläst in den Aschenbecher,
ob nicht entstünden aus der Asche
Zigaretten, neue,
die sie rauchen könnten,
verklärt.

Die Asche verrußt im Zimmer,
das sie verlassen.

In diesem Gedicht symbolisiert der Winter wiederum die Zeit der Kälte und des Todes. Die Hinweise auf diese Jahreszeit rahmen die Gespräche um Tod und Auferstehung gleichsam ein. Dabei wird in den ersten fünf Strophen die biblische Vorstellung der Auferstehung übernommen, ehe sie in den beiden letzten ironisch hinterfragt wird.

Erneut werden, wie in dem Gedicht „Es heilt die Zeit“, die Trompeten bzw. Posaunen des Jüngsten Gerichtes thematisiert. Die Sehnsucht der Gesprächspartner nach diesem Tag wird in der ersten Strophe ausgesprochen, allerdings vornehmlich im Konjunktiv irrealis. Dadurch wird das Unwahrscheinliche und Unglaubliche dieser Hoffnung markiert, aber auch die tiefe Sehnsucht der Männer nach einer heilen, erlösten Welt. Dem Irrealen der Auferstehung wird das Reale der Todesgeweihtheit allen Seins gegenübergestellt: Die Diskutierenden produzieren hier und jetzt Asche, die ihren eigenen künftigen Zustand symbolisiert.

In der dritten Strophe wird das Tröstende und zugleich Illusorische der christlichen Auferstehungshoffnung deutlich. Denn wie der Wintermond die Welt in Helligkeit und in scheinbare Wärme taucht, so wärmen sich die Gesprächspartner an der Utopie der Auferstehung. Der Realität der Winterstarre wird die Hoffnung auf Befreiung aus Kerkern und Gräbern entgegengehalten. Die Vorstellung der Auferstehung wird diesmal statt im Konjunktiv im Indikativ Präsens wiedergegeben. Der noch nicht eingetretene Heilszustand wird imaginär bzw. visionär für die Männer schon jetzt real, nur als solche konkret erhoffte Zukunft kann der Auferstehungsglaube in der Gegenwart „wärmen“. Durch das dreimalig anaphorisch wiederholte „da“ und durch die drei parallel gestalteten Verse wird die Begeisterung der Männer greifbar, die Dynamik des jambischen und anapästischen Metrums läßt das geschilderte Zerbrechen des Todes hörbar werden.

Schließlich wird in dem Vers „Verklärte gehen einher“ die neutestamentliche Vorstellung des verklärten Daseins bzw. des verklärten Leibes rezipiert. Der allein stehende und dadurch besonders auffällige Vers in Kühns Gedicht betont die Andersartigkeit des auferstandenen Leibes und zugleich das ganz Andere des Reiches Gottes. Abgeschlossen werden diese Strophen ernsthafter Gespräche über die Auferstehung mit dem erneuten Hinweis auf das Umfeld dieser Diskussionen: Nur im Winter, in der Zeit der Kälte und des Todes, wird über jenseitiges Leben spekuliert. Offenbar werden erst in unerfüllten und erstarrten Lebenssituationen solche Gedanken angestellt. Implizit legt diese Kontextuierung der Gespräche schon eine kritische Lesart des Auferstehungsglaubens nahe, wenn dieser erst in Krisensituationen berücksichtigt wird. Diese Verse lassen sich im Sinn von Karl Marx' Religionskritik lesen: Der Mensch projiziert in entbehrungsreichen Lebenslagen seine eigenen Wünsche auf ein Jenseits, in dem gleichsam ein Leben in Fülle bevorsteht. Religion wird so zur Droge.

In den letzten zwei Strophen wird die Zigarettenasche der zweiten Strophe wieder aufgenommen. Asche gilt grundsätzlich als Symbol der Vergänglichkeit und wird oft in religiösen Riten als Erinnerung an die eigene Endlichkeit verwendet. Mit dem Eingedenken der eigenen Nichtigkeit ist im christlichen Kontext natürlich immer die Hoffnung auf die rettende Macht Gottes verbunden. Deshalb sollen ironischerweise auch in den letzten Strophen durch den Atem des Schöpfers Mensch aus der Asche der Zigaretten neue Zigaretten werden. Wie Gott dem Lehm Lebensatem einblies und so den Menschen schuf (vgl. Gen 2, 7), so will hier der Mann den Überresten der Zigaretten wieder Leben einhauchen. Der Konjunktivus irrealis zeigt das Unmögliche solcher Hoffnung. Durch die Transformation des ernstesten Themas Tod und Auferstehung in diesen alltäglich-banalen Kontext wird die christliche Hoffnung parodiert, so daß die Fragwürdigkeit und Unwahrscheinlichkeit neuen Lebens nach dem Tod ins Bewußtsein dringt. Ein einfacher, naiver Glaube wird unmöglich, ein neuer Reflexionsprozeß über die Auferstehung und eine neue Auseinandersetzung mit dem Glauben initiiert¹¹.

Obwohl in dem Gedicht „Wintergespräch“ die Auferstehung auf verschiedenen Ebenen reflektiert und kritisch angefragt wird, zeigen Kühns Gedichte die Auferstehung zumeist in ihrem Hoffnungspotential. Dieses wird mit Hilfe der Natur abgebildet, die Frühlingsmetaphorik des Osterfestes wird in freier Gestaltung verwendet: Einerseits wird durch den Frühling die Auferstehung verbildlicht, andererseits dient die Naturmetaphorik zur Darstellung der befreienden Wirkung des Auferstehungsglaubens auf die Gläubigen. Kühn benennt zumeist konkrete christliche Traditionen oder Vorstellungen – Ostern oder Auferstehung – und malt diese gleichsam mit Naturbildern oder anderen eher phantastisch wirkenden Visionen aus.

ANMERKUNGEN

- ¹ Zum Tod und seiner Deutung in der Gegenwartslyrik vgl. A. Joist, Auf der Suche nach dem Sinn des Todes. Todesdeutungen in der Lyrik der Gegenwart (Mainz 2004).
- ² J. Kühn, Ich Winkelgast. Gedichte (München 1989) 40.
- ³ Ders., Salzgeschmack. Gedichte (Saarbrücken 1984) 20.
- ⁴ Ders., Meine Wanderkreise. Gedichte (Saarbrücken 1990) 35.
- ⁵ M. Lurker, Wörterbuch der Symbolik (Stuttgart ²1983) 760.
- ⁶ Vgl. ebd. 75f.
- ⁷ B. Lermen, „Es sind mir Mauerwände/gestellt in den Weg“ – Johannes Kühn: Einführung in Leben u. Werk, in: Katholische Bildung 100 (1999) 364–375, 372.
- ⁸ J. Kühn, Blas aus die Sterne. Gedichte (Warmbronn 1991) 10.
- ⁹ H. Kirchhoff, Christliches Brauchtum im Jahreskreis (München 1990) 121.
- ¹⁰ Jahrbuch der Lyrik 1996/97, hg. v. Ch. Buchwald u. a. (München 1996) 113.
- ¹¹ Vgl. zur Funktion der Parodierung biblischer Motive und Stoffe M. Motté, Auf der Suche nach dem verlorenen Gott. Religion in der Literatur der Gegenwart (Mainz 1997) 118ff.